

Wegworte

*Die Wochensprüche
des Kirchenjahres ausgelegt*

16. Sonntag nach Trinitatis

calwer

16. Sonntag nach Trinitatis

*Christus Jesus hat dem Tode die Macht genommen
und das Leben und ein unvergängliches Wesen
ans Licht gebracht durch das Evangelium.*

2. Timotheus 1,10

Kurz vor meinem Ruhestand brachte ich Stunden auf dem Speicher der Prälatur zu, wo – chronologisch geordnet – alle meine Predigten, Ansprachen, Vorträge, Traureden, Grabreden in langen Reihen von Ordnern standen. Der Umzug nahte. Ich musste meinen Besitz reduzieren. Besonders die vielen, vielen Beerdigungen standen vor mir, die ich seit 1968 gehalten habe. Ich musste mir eingestehen, dass ich mit vielen Namen keine Erinnerung mehr verband. Mit anderen umso tiefere. Menschen, die ich sterben sah, andere beim Gespräch vor der Beerdigung, dann die Stunde in der Leichenhalle, auf dem Friedhof. Und in den Särgen? Viele alte Menschen, unter ihnen mancher, der lebenssatt gestorben war, auf den das Wort aus Hiob 5, 26 zutraf: »Du wirst im Alter zu Grabe kommen, wie Garben eingeführt werden zu seiner Zeit.« Aber wie viele andere Menschen, für die das Sterben ein Abbruch war. Wie gerne hätten sie weitergelebt. Und wie schwer wurde es ihnen, diese brutale Gewalt, die wir Tod nennen, zu erleiden. Junge Menschen sind dabei, auch einige, die ich selbst wenige Jahre vorher konfirmiert hatte. Quicklebendige lebenslustige Jungens, voll Neugier. Ein Unfall im Meer, ein Verkehrsunfall auf der Straße, der gleich drei junge Menschen aus dem blühenden Leben gerissen hat. Wie viele Selbstmordtote, die ihre Gründe und ihre Verzweiflung mit ins Grab genommen haben. Ein junger Mann, der auf furchtbare Weise ermordet wurde an einem Sonntagmorgen um fünf auf dem Münsterplatz in Ulm im Angesicht des höchsten Kirchturms der Welt von Tätern, die bis heute noch nicht gefasst wurden. Und immer wieder auch Kinder. Ich sehe die kleinen weißen Särgе vor mir, die jungen Eltern, erstarrt in ihrem ohnmächtigen Schmerz. Und ich spüre in mir aufkommen das Gefühl nach diesen Beerdigungen: Weg! Nur weg! Flucht! An den Bodensee, sonst wohin. Allein durch Wälder laufen, dass die Gedanken und Gefühle sich freimachen können im Wind.

Gestorben wird an jedem Tag und in jeder Nacht. Wer sich ganz von dieser Tatsache abschotten wollte, den erinnert die letzte Seite jeder Tageszeitung daran.

Kam ein neuer Ton ins Sterben? Ein Hoffnungston, ein klein wenig Ahnung davon, dass dem Tod die Macht genommen ist? Hat in den Grabreden, die ich zu halten versuchte, in den Osterpredigten, in den Liedern, die wir gesungen haben, in den Gebeten, ein wenig von dieser Gewissheit aufgeleuchtet? Hat da und dort ein Sterbender, an dessen Bett ich saß, etwas von diesem Überwinden des Todes, des »letzten Feindes« (1. Kor 15,26) gespürt? So dass sein Sterben ein »Heimgehen«, ein »Entschlafen« wurde?

Was hatte sich in den 38 Jahren seit meiner ersten Beerdigung im Januar 1968 in unserer Gesellschaft im Blick auf unser Verhältnis zum Tod verändert? Als Vikar las ich in Ernst Blochs »Prinzip Hoffnung«. Er beschreibt die perfekte Todesverdrängung der bürgerlichen Gesellschaft: »Was bürgerlich in den Tag respektive in die Nacht hineinlebt, das stellt sich nicht auf den Tod ein, das stellt ihn weg.« Bloch beschreibt hier Eindrücke aus dem Amerika der vierziger Jahre. Einstweilen hat diese Verdrängung des Todes aus dem öffentlichen Leben auch bei uns sehr zugenommen. Trauerbräuche gibt es auch auf dem Land kaum noch. Trauerkleidung wird sehr bald wieder abgelegt. Friedhöfe werden aus der Stadt in den Wald verlegt. Gestorben wird kaum noch zu Hause, sondern im Krankenhaus. Selbst die Wagen der Bestattungsfirmen sind kaum noch als solche kenntlich. Der Tod wird, so gut es geht, unkenntlich gemacht. Er soll das pulsierende Leben nicht stören. Sterbende bitten ihre Angehörigen um Verzeihung dafür, dass sie mit ihrem Sterben und der Beerdigung in ihr Arbeitsleben eingreifen und ihnen die Zeit stehlen. Und immer mehr an Boden gewinnt die Auffassung, man solle doch auch den Zeitpunkt des Todes in die Verfügung des Sterbenden geben, so dass seine Frau den Bekannten sagen kann: »Am Dienstag stirbt mein Mann, die Trauerfeier ist am Freitag.« Die Gesellschaften für »Humanes Sterben« sind im Kommen. Wenn sie in Deutschland nicht akzeptiert werden, fahren Menschen in die Schweiz.

Ist so dem Tod ein Stück von seiner Macht genommen worden? Können wir in dieser Unkenntlichmachung des Todes oder in dieser Übernahme in die Regie des selbst entscheidenden Menschen etwas

erkennen von der Wirkung dessen, dass Christus dem Tode die Macht genommen hat?

Wohl kaum. Die Verdrängung des Todes ist in der Regel nur Ausdruck dessen, dass Menschen mit ihm überhaupt nichts anfangen können und dass sie ihrer Todesangst hilflos ausgeliefert sind.

In Hebräer 2,15 wird von Jesus Christus gesagt: »Er erlöste die, so durch Furcht vor dem Tod im ganzen Leben Knechte sein mussten.« Wie auf etwas allgemein Bekanntes wird hier darauf hingewiesen, dass Todesfurcht Menschen ein Leben lang knechtet. Wobei ein Mensch doch etwas freier ist, wenn er zu seiner Todesfurcht steht, wenn er auch gelegentlich ohne alles Pathos durchblicken lassen kann, dass er diese Furcht sehr wohl kennt. Von einem Menschen, der von sich sagt, Todesfurcht sei ihm ganz fern, er sei jederzeit bereit zu sterben und es sei ihm eigentlich egal, ob es heute Nacht oder morgen oder in vierzig Jahren sei, vermuten wir zu Recht, dass er entweder mit seinem Leben nichts anfangen kann oder dass er einen geistigen Defekt hat oder dass er eben am sensibelsten Punkt des Lebens den Helden spielen will.

Aber es ist wahr, dass Todesfurcht uns knechtet. Gewalttäter können hier anknüpfen und können nach dem Motto »Geld oder Leben« uns erpressen. Und wie oft baut die Macht eines Gewaltregimes darauf auf, dass Widerstrebende mit dem Tod bedroht werden. Gewaltregime bauen ihre Konzentrationslager. Durch deren Existenz allein knechten sie die Menschen, die keine Lust zum Martyrium empfinden, weil ihnen ihr Leben lieb ist.

Was in den letzten vierzig Jahren weltweit auch zugenommen hat, ist die Zahl der Selbstmordattentäter, die, meist mit religiöser Begründung, morden und dabei bewusst auch sich selbst von der Bombe zerreißen lassen. Hat man in meiner Jugend dann und wann von japanischen Kamikaze-Kämpfern geredet, die ihren eigenen Tod bei einem Bombenangriff dem »Erfolg« dieser tödlichen Mission opfern, so hat das in uns einen tiefen Schauer erregt. Wir konnten es kaum glauben, dass es das wirklich gegeben haben sollte. Wir vermuteten, dass es doch eher eine Erfindung japanischer Heldenpropaganda sei. Heute ist der Begriff »Selbstmordattentäter« ein fast selbstverständlich gebrauchtes Wort der Umgangssprache geworden. Wenn man mindestens wöchentlich von Selbstmordattentaten hört, gewöhnt man sich

an solche Nachrichten. Und seit den Ereignissen des 11. September 2001 ist diese Art terroristischer Kriegführung zum weltgeschichtlich zur Kenntnis genommenen Faktum geworden.

Mich erinnern die Brigaden junger palästinensischer Kämpfer – auch junge Frauen sind darunter –, die sich bombenumwickelt filmen lassen, nicht nur daran, dass sie mit großer Wahrscheinlichkeit wenig Positives in ihrem jungen Leben erfahren haben und dass ihre Aussicht auf ein Leben in Frieden und einem gewissen Wohlstand minimal ist. Sie erinnern mich fast noch mehr an das, was Sigmund Freud über den Todestrieb und was sein Schüler Erich Fromm über die sehr weit verbreitete und in den Kulturen überaus verästelte Nekrophilie (Hinneigung oder Liebe zum Tod) geschrieben haben.

Christus hat dem Tode die Macht genommen. Es kann nie genug bedacht werden, dass Ostern die eigentliche Geburtsstunde der Christenheit ist. Jesus Christus, der unschuldig und schmachvoll die Qual des gewaltsamen, eines grausam in die Länge gezogenen, von Todesbesessenen zelebrierten Todes erlitten hat, wurde von Gott auferweckt. Er lebt und macht lebendig. Er nimmt denen, die zu ihm gehören und die von seinem Geist leben, die Todesfurcht ebenso wie jede Todesliebe oder Todesvergötzung. Er befreit von beidem.

Er befreit aus der Knechtschaft, aus der Erpressbarkeit, in der uns unsere natürliche Todesfurcht hält. Wenn wir das weitersagen, müssen wir aufpassen, dass wir nicht übertreiben. Auch wir Christen bleiben ja Menschen, die für ihr eigenes Verhalten nicht die Hand ins Feuer legen können. Wir bleiben bis zu unserem Lebensende in diesem Leib, der selbstverständlich Todesfurcht kennt. Aber wahr ist auch, dass die Nähe Jesu Christi immer wieder neu Menschen die Kraft gibt, erpresserischen Drohungen standzuhalten und eine Freiheit zu bewahren, wie sie sich etwa in den Paul-Gerhardt-Versen ausdrückt, die Dietrich Bonhoeffer seinen Mitgefangenen in Tegel als Hilfe zugespielt hat:

*Unverzagt und ohne Grauen
soll ein Christ, wo er ist,
stets sich lassen schau'n.
Wollt ihn auch der Tod aufreiben,
soll der Mut dennoch gut
und fein stille bleiben.*

*Kann uns doch kein Tod nicht töten,
sondern reißt unsern Geist
aus viel tausend Nöten,
schließt das Tor der bitteren Leiden
und macht Bahn, da man kann
gehn zu Himmelsfreuden.*

(EG 370,7.8)

Wir müssen uns aber nicht lediglich an diese erstaunlich freien Ausnahmechristen halten, um Beispiele dafür zu finden, wie Menschen durch die Nähe Jesu Christi und durch ihre Freiheit, ihr Leben und Sterben ganz in seine Hand zu geben, offenbar weithin ihre Todesfurcht verloren haben. Unter den vielen Menschen, an deren Krankenbett ich saß, die ich zum Teil bis in ihre letzten Stunden begleiten konnte, waren doch sehr viele, deren Glaube ihnen Trost war.

Nur selten habe ich Menschen erlebt, deren Glaube, soweit ich das als Außenstehender beurteilen kann, ihnen auf dem letzten Weg keine oder wenig Hilfe gegen die Todesfurcht gegeben hat. Wenn dies der Fall war und der Sterbende ohne Frieden in seinen letzten Stunden von Angst gequält wurde, hatte das meist entweder den Grund, dass er sich von seinem Besitz nicht lösen konnte und alte Geldstreitigkeiten seine gequälte Seele nicht in Ruhe ließen oder dass ungelöste zwischenmenschliche Konflikte ihn bis in die letzten Stunden verfolgt haben. Es kann in solchen Fällen die Feier des Heiligen Abendmahls als eine Feier am Tisch des Herrn über alle Mächte mit Beichte und Absolution viel Frieden bringen. Aber wir haben es nicht in der Hand und müssen anerkennen, dass der Geist weht, wann und wo er will. Auf jeden Fall, für das Leben wie für das Sterben, ist es gut, wenn ein Mensch seinem Besitz gegenüber ein Verhältnis hat, wie es Paulus beschreibt: »Haben, als hätten wir nicht« (1. Kor 7,29–31). Und wir können nie sorgsam genug Menschen dabei helfen, mit uns oder anderen zum Frieden zu kommen, solange sie ihn noch erfassen und ein wenig genießen können.

Wir sollten in unserem Verständnis dieses Satzes »Christus hat dem Tode die Macht genommen und hat Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht« allerdings nicht nur und nicht vor allem auf den Vorgang des Sterbens starren, sondern wir können die Kraft des

auferstandenen Christus vor allem auch darin erfahren, dass er es uns gelingen lässt, unser ganz normales Leben zu feiern, auch »im Schatten des Todes« und selbstverständlich auch mit Menschen, an denen Spuren der Behinderung, der Beeinträchtigung an Seele und Leib, auch an ihrem Geist, deutlich sind. Der Überwinder des Todes schafft uns Freiraum zum Leben, das wir miteinander auch dann zu genießen verstehen, wenn wir manches Bedrohliche nicht gut übersehen können. Die Nähe Jesu gibt uns die Freiheit zu leben, nicht umsonst hat der Verfasser des 1. Johannesbriefes die ganze Sendung Jesu elementar zusammengefasst in dem Satz: »Das Leben ist erschienen« (1. Joh 1,2).

Dass derselbe Christus uns befreit von jeder Art von nekrophilem Wesen, vollends von jeder Art von Todesvergötzung, dass er uns bewahrt vor der dunklen Macht des »Todestriebes«, der, wenn Sigmund Freud recht hat, auch in uns angelegt ist, darf ebenso gewiss gesagt werden. Christus, der Fürst des Lebens (Apg 3,15), verträgt sich nicht mit den Todesmächten, die er erlitten und überwunden hat, so wenig sich die Sonne mit der Nacht verträgt. Und wir Christen können nicht Kinder der Nacht und Kinder des Lichtes zugleich sein.